



Evelina
Jecker Lambreva

VATERS LAND

Roman



Evelina Jecker Lambreva

Vaters Land

Roman

**Evelina
Jecker Lambreva**

VATERS LAND

Roman

braumüller

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2014
© 2014 by Braumüller GmbH
Servitengasse 5, A-1090 Wien
www.braumueller.at

Lektorat: Julia Hinske
ISBN der Printausgabe: 978-3-99200-106-4

ISBN E-Book: 978-3-99200-107-1

Inhalt

Kapitel I

Kapitel II

Anhang

Mein Dank gebührt ...

*„So ist es hier“, sagte die Mutter, „ein gesegnetes Land.
Das ist auch eine Kultur, da braucht sich niemand zu schämen, dass
er hier zur Welt kam.“*

Elias Canetti, Die gerettete Zunge

I

Da liegt also, was von dir geblieben ist, Vater: verstummt, vermummt, gebändigt in einer langen, schmalen Holzkiste. Die Augen trüb, die Lider halb geöffnet. Deine Lippen fast verschwunden, eingesaugt vom Tod. Und deine Hände, diese großen Hände mit den kräftigen Fingern, die einst so fest zuschlagen konnten? Sie ruhen jetzt, geschrumpft, brav über dem Bauch gekreuzt wie die Hände eines Heiligen. Totenflecken. Totenstille. Kälte. Was noch lebt in diesem vom Tod besetzten Raum, sind die Flammen der Kerzen und die Bilder, die in mir aufsteigen, deutlich, immer deutlicher. In stummen Zeiten wagen sich die Gespenster hervor. Jetzt reden sie, du aber schweigst, Vater. Und ich werde heute Nacht Totenwache halten.

Welche Eingebung, welcher Teufel hat dich damals dazu getrieben, mich aus der von mir so geliebten Großelternwelt im Dorf Neblisch zu reißen und an die türkische Grenze nach Velkovo zu verschleppen?

Ich sehe den kleinen, dreistöckigen Plattenbau vor mir, grau und düster. Der Innenhof eingekesselt zwischen anderen Zweckbauten. Hinter Vorhängen versteckte Augenpaare beobachten genau wer kommt, wer geht. Unsere Wohnung im dritten, obersten Stock ist eine Eckwohnung mit einem tristen, kleinen Balkon. Die Sicht vom Balkon ist genauso unheimlich wie alles ringsum: Rechts hinten auf

dem Hauptplatz schlummert das monströse, tabakgelbe Gerichtsgebäude. Links thront über allem das Parteihaus Velkovos, das höchste Gebäude weit und breit. Mit seinen riesigen Fensteraugen behält es die ganze Stadt Tag und Nacht im Blick. Das Steinpflaster der Straße vor unserem Mietshaus gleicht dem schuppenbedeckten Rücken einer Kreuzotter, die sich zwischen modrigen, halb verwilderten Höfen und schweigenden Häusern mit kleinen Fenstern windet. Die einfachen Häuser aus Lehm oder Backstein, unbeholfen angefertigt, sind nicht einmal gestrichen. Die maroden Latten der windschiefen Gartenzäune wackeln wie faule Zähne.

Warum also wolltest du mit uns nach Velkovo, Vater?

Ein Zimmer für Oma Jana und mich, eines für Mutter und dich. Mein Klappbett zwischen Tisch und Wand, am Abend aufgestellt, am Morgen wieder in der Ecke verstaut, um Platz zu machen für das hölzerne Camping-Klapptischchen und das dazugehörige Klappstühlchen. Sitzecke – Schlafefcke, Schlafefcke – Sitzecke. Mein Leben konnte bei Bedarf einfach verräumt werden.

Tagsüber war ich ganz allein mit Oma. Sie war sehr alt, klein und faltig, trug schwarze Kleider und sprach kaum ein Wort mit mir, außer wenn sie mich in meine Schranken wies. Von ihrem Stuhl aus beobachtete sie alles, was ich tat. Wo immer ich mich in der winzigen Wohnung bewegte, spürte ich ihre beobachtenden Blicke in meinem Rücken. „Was rennst du wieder herum?“ – „Wieso wühlst du im Kleiderschrank?“ – „Warum hast du die Kommode auf den Boden ausgekippt?“ – „Kannst du dich nicht einfach hinsetzen und still sein wie andere Mädchen?“

Selbst die beiden Goldfische im Aquarium genossen mehr Freiheit als ich.

Oma Jana sollte ich „keine Widerworte geben“. Und der Augenarzt in Vater warnte mich vor den Krallen der Katze. Vater wurde nicht müde, mein Gesicht täglich nach den Kratzspuren meiner sträflichen Unbekümmertheit zu untersuchen und mich zu schelten und zu strafen, wenn ich seine Warnungen missachtet und

andere Gebote wieder einmal übertreten hatte. Ausgelassen und wild, wie ich war, sollte ich mich bedingungslos unterordnen.

„Inna, dich muss man richtig zähmen und dressieren.“ Das „s“ in „dressieren“ betonte er so stark, dass ich über meinem Kopf bereits die Peitsche knallen hörte. Ich stellte mir vor, wie ein Tier in der Zirkusmanege gehorsam Männchen zu machen, sobald ich die erhobene Peitsche sah.

„Wie willst du mich dressieren, Vati, ich bin doch kein Tiger?“ Patsch, fing ich mir eine Ohrfeige ein.

„Provoziere mich nicht, Inna, sonst fange ich mit dem Dressieren gleich an!“

Fremde Kinder zum Spielen nach Hause mitzubringen, das hatte Vater mir verboten. In den Hof zu den anderen Kindern durfte ich auch nicht – es seien zu viele Jungen dabei, und Jungen seien für Mädchen gefährlich. Die Straße war gefährlich, die Schere war gefährlich, sich übers Balkongeländer hinauszulehnen war gefährlich, Streichhölzer, Steckdosen, Besteck und das Bügeleisen waren gefährlich. Das Radio war „kein Kinderspielzeug“. Hammer, Zange und Nägel – nichts für Kinderhände.

Nur ab und zu, wenn Oma Jana einnickte und vergessen hatte, den Hausschlüssel in ihre schwarze Westentasche zu stecken, gelang es mir, ihr zu ent schlüpfen. Dann begab ich mich auf meinen Siegeszug durch die Stadt. Stundenlang führten mich diese Streifzüge durch die Straßen, zuerst hinein ins Zentrum.

Mit seinen zahlreichen Lindenbäumen und Läden, der kleinen Fußgängerzone und der Kirche sah es hier viel freundlicher aus als in den Wohngebieten mit ihren schlammigen Gassen und armseligen Häusern. Die Augen gingen mir fast über, wenn ich gefühlte Ewigkeiten vor den Auslagen der drei Konditoreien des Ortes stand. Sie alle boten die gleichen Süßigkeiten an: zwei Tortenarten und drei Sorten Milcheremeschnitten in Rosa, Gelb und Grün, einfache Waffeln, Nussplätzchen, Baisers, Biskuits nach Hausrezept, die üblichen Lutschbonbons mit Pfefferminzgeschmack, Limonade und

Sauermilch. Wenn ich mich „sattgesehen“ hatte, zog ich meist weiter, um die zwei Buchhandlungen zu erkunden. Hier roch es merkwürdig verlockend nach frisch gedruckten Büchern, nach Leim, Tinte und Papier. Am liebsten hätte ich sofort alles mit nach Hause genommen. Die Schachteln mit den Farbstiften, sämtliche Radiergummis und Malblöcke, die Puzzles aus Holzklötzchen mit den aufgeklebten Bildern und die bunten Packungen Plastilin. Ich hatte jedoch kein Geld und ging zum Trost hinüber zu den Schaukeln hinter der Kirche.

Unter der Woche waren bei den Schaukeln immer ein paar Kinder mit ihren Großmüttern anzutreffen. Da ich, Oma Jana entflohen, alleine unterwegs war, schauten mich die alten Frauen misstrauisch an.

„Wer lässt denn ein so kleines Mädchen ohne Begleitung nach draußen?“ – „Sicher hat seine Großmutter sich irgendwo verplaudert, und das Kind ist ihr weggelaufen.“ – „Wer könnte denn seine Großmutter sein?“, lästerten sie. Ich ließ mich durch das Gerede nie stören und schwang mit der Schaukel hoch in die Lüfte, bis mir schwindlig wurde. Danach trank ich Wasser aus dem Springbrunnen und machte mich fast immer auf den Weg zum Bahnhof.

Der Bahnhof von Velkovo war ein Kopfbahnhof. Er bestand aus einem sandgelben Gebäude mit einem Kastanienbaum auf jeder Seite. Dahinter markierten Prellböcke das Ende der beiden Gleise. Die Reisenden saßen in der kahlen, weiß bemalten Wartehalle auf Holzbänken, umgeben von Koffern, Kartonschachteln, Körben und Säcken, und warteten auf den Zug.

Hier muss auch meine andere Oma, Bona, mit mir als Säugling im Arm gesessen haben, damals, als ihr mich an Oma Bona abgegeben habt. Von hier müssen wir dann zu zweit mit der Eisenbahn nach Jambol und weiter nach Neblisch gefahren sein.

Um diesen Bahnhof stolchte ich gerne herum, ging die Gleise entlang bis zu den Prellböcken und dachte mir, dass ich am Ende der Welt angekommen sei. Eine kleine Stadt mit einem Kopfbahnhof

und zwei Stumpfgleisen, das konnte nur das Ende der Welt bedeuten. Hier endeten alle Vorstellungen, alle Hoffnungen, alle Richtungen, alle Wege. Auch meine Ausflüge fanden dort ein Ende. Mir blieb nichts anderes übrig, als wieder nach Hause zurückzukehren. An diesen Tagen fand meine Mutter, wenn sie mittags nach Hause kam, fast immer eine verprügelte Inna vor.

Nun ging der Streit wieder los, wie jedes Mal, wenn Mutter erfuhr, dass Vater mich verdroschen hatte. Oma Jana warf sie vor, dass sie nur Streit stifte, wenn sie ihrem Sohn alles petzte, was sich tagsüber zwischen ihr und mir abgespielt hatte. Der aber nahm seine Mutter in Schutz, und die Lage eskalierte, bis manchmal Teller oder Tassen gegen die Wand flogen.

Vorbei waren die Zeiten in Neblisch, als ich nicht gewusst hatte, was Schläge, Schrecken und Angst bedeuteten.

* * *

Auf der anderen Seite unseres Wohnviertels führte die Hauptstraße hinauf zu den Kasernen am Ende der Stadt. In den Wohnblöcken rings um uns lebten fast nur Offiziere. Ihre Kinder waren stolz und prahlten beim Spielen auf dem Hof, wie viele Tschechen ihre Väter in Prag im August 1968 mit dem Panzer niedergewalzt hätten. Ich hatte keine solchen Dinge zu berichten.

„Hitler! Hitler!“, riefen die Offizierskinder, zeigten mit dem Finger auf mich und lachten mich aus.

„Mutti, was ist ‚Hitler‘?“, platzte es einmal zu Hause aus mir heraus.

„Das ist ein Name. Woher hast du diesen Namen, Kind? Hitler war der allerschlechteste Mensch, der je auf dieser Erde gelebt hat“, antwortete meine Mutter und nahm mich in den Arm.

Die Kinder auf dem Hof malten mit Kreide Hakenkreuze an die Wände. Sie rannten zu ihren Müttern und behaupteten, ich sei es gewesen. Georgis Mutter vom ersten Stock kam eines Tages auf mich zu. Sie sah mich streng an und fragte, weshalb ich das tue. Als ich ihr sagte, dass ich es nicht gewesen sei, hieß es: „Nur du kannst hier

Deutsch. Du bist es gewesen. Es gibt niemand anderen, der es getan haben könnte!“

„Warum spielst du auch mit den verdummtten Bulgarenkindern hier im Viertel?“, höre ich im Geiste Vaters belehrende Stimme. „Du verschwendest nur deine Zeit!“

Die Kinder auf dem Hof spürten *seine* Verachtung und hassten mich dafür. Wenn er mich nach Feierabend von der Straße, von ihnen wegzerren wollte, um mir im Grünen ungestört Deutsch beibringen zu können, weinte ich und schlug schreiend um mich. Er gab mir eine schallende Ohrfeige, und die anderen Kinder amüsierten sich köstlich.

Auf meiner Kindergarten-Abschlussfeier belehrte mich der Rektor nach seinem Vortrag über das, was mich auf seiner Schule erwarten würde, und tadelte mich sogar vor allen Kindern: „Warum muss dein Vater dich diese dreckige, faschistische Sprache lehren? Dein Vater ist Arzt, ein intelligenter, angesehener Mann in der Stadt. Was fällt ihm ein, dir Deutsch beizubringen? Du solltest Russisch lernen, es gibt keine schönere Sprache auf der Welt als die russische, sag das deinen Eltern!“

Nach der Veranstaltung fragte ich meine Kindergärtnerin: „Genossin Semova, was heißt ‚faschistisch‘?“

„Weißt du denn nicht, was ein Faschist ist?“ Die Genossin schaute mich so irritiert an, als wäre meine Frage ein Zeichen geistiger Zurückgebliebenheit. „Faschisten sind alle, die vor dem neunten September reich waren, alle, die deutsch sprechen, alle, die unsere sozialistische Heimat kritisieren und untergraben wollen. Alle, die den Westen verehren, das sind Faschisten. Ich muss mich ja schon ein bisschen wundern, dass du diese Dinge nicht weißt, Inna.“ Sie schüttelte den Kopf, wandte sich schnell ab und ließ mich stehen.

Zu Hause bohrte ich weiter nach.

„Vati, warum ist Deutsch eine faschistische Sprache?“

„Sie wird in Bulgarien für faschistisch gehalten, weil Hitler deutsch sprach und ein Faschist war, Inna.“

„Mutti hat mir gesagt, Hitler war der schrecklichste Mensch auf Erden.“

„Ganz richtig, Hitler war ein gefährlicher Mann. Deutschland hat unter seiner Führung im Zweiten Weltkrieg schlimme Verbrechen mit unzähligen Toten begangen und sich damit auf der ganzen Welt verhasst gemacht.“

„Sind wir denn auch Faschisten, weil wir Deutsch sprechen, Vati?“

„Nein, Inna, wir sind keineswegs Faschisten und werden es auch nie sein. Die einfältigen Bulgaren sind nicht in der Lage, zwischen der deutschen Sprache und Hitlerdeutschland zu unterscheiden, und da liegt das Problem. Die deutschsprachige Kultur gab es lange bevor Hitler kam. Den meisten Bulgaren fehlt es leider an Intelligenz und Wissen, um das zu begreifen. Die deutsche Sprache ist die Sprache der Gebrüder Grimm, die Sprache Goethes und Schillers! Und diese großen Dichter und Erzähler haben mit Hitler nie etwas zu tun gehabt.“ Vater hatte sich wild gestikulierend in Rage geredet und war ganz aufgebracht.

„Vati, der Schuldirektor hat gesagt ... und die Genossin Semova hat auch gesagt ...“

„Schweigen ist das beste Verhalten gegenüber solch beschränkten Leuten, Inna. Es bringt nichts, ihnen viel erklären zu wollen.“

Ja, wir waren anders als die anderen Familien im Ort. Niemand kam zu uns auf Besuch. Wir wurden nicht eingeladen. Wir gingen zu keinem Fest, zu keiner Hochzeit und hatten selten etwas zu feiern. Unser Verhältnis zu den Menschen in unserer Nachbarschaft war gestört, weil sie für Vater allesamt Feinde darstellten, verkappte Stasi-Spitzel. Und doch verkehrten wir ab und zu wegen unserer Wäsche mit den alten Kostovs. Sie wohnten im Haus mit dem weiten Hof und dem üppigen Gemüsegarten links von unserem Wohnblock. Auf ihrem Hof durfte meine Mutter die Bettwäsche zum Trocknen aufhängen. Unser Balkon bot dafür keinen Platz, deshalb waren wir oft bei Oma Slata und Opa Kosta. Sie waren einst wohlhabende Leute

gewesen, die in Ungnade gefallen waren, weil sie früher eine Fabrik und viel Gold besessen hatten. Ihnen sagte man nach, sie seien Faschisten, obwohl sie nicht einmal Deutsch konnten.

Jeden Sonntagmorgen brachten Vater und ich Oma Jana und Oma Slata zum Gottesdienst, während Mutter zu Hause Pita, das weiche runde Sonntagsbrot, buk. Die Omas fasteten jeden Mittwoch und Freitag, aßen kein Fleisch, keinen Fisch und kein Fett. Am Sonntag wollten sie zur Kirche gehen, um durch ein Gebet im Kerzenschein Erlösung zu erlangen. Unterwegs hakten sich beide bei meinem Vater ein, da sie trotz ihrer Krückstöcke nicht selbstständig gehen konnten. Oma Jana trug ihre Festtagskleidung: ein schwarzes Kleid mit schwarzer Weste aus Samt, dazu ein schwarzes Seidenkopftuch. Oma Slata schritt in feierlicher Nationaltracht einher, einem langen, wollenen Kleid ohne Ärmel, darunter ein weißes Hemd mit bunter Stickerei über dem Dekolleté. Um ihre Hüften war ein bestickter Stoffgürtel mit vergoldeter Gürtelschnalle geschlungen. Sie trug kein Kopftuch, sondern hatte ihr weißes Haar zu einem Zopf gebunden.

Vater und ich durften die beiden Großmütter nur bis zum kleinen Tor am Zaun des Kirchhofs begleiten, denn der Kirchenbesuch war damals lediglich alten Menschen gestattet. Wir, die Jüngeren, mussten bis zum Ende des Gottesdienstes draußen auf sie warten.

„Ich will aber sehen, wie es in der Kirche aussieht!“, rief ich das erste Mal, als ich mitkommen durfte.

„Uns ist es verboten, die Kirche zu betreten, Inna“, schüttelte Vater den Kopf.

„Warum, Vati?“

„Weil der Glaube an Gott verboten ist und alles, was sonst noch mit Gott zu tun hat. Vergangenes Jahr ist ein mir bekannter Ingenieur in die Osternachtsmesse gegangen, gleich am nächsten Tag war er seine Stelle los. Schau unauffällig hin, da schnüffelt wieder einer herum und beobachtet genau, ob nicht jemand von uns Altenbegleitern mit in die Kirche geht.“ Bei diesen Worten schielte

Vater mit den Augen nach rechts und zerrte mich dann entschlossen in den Park zu den Schaukeln, bis der Gottesdienst zu Ende war.

Als wir später inmitten der anderen Angehörigen der alten Gottesdienstbesucher auf Oma Jana und Oma Slata warteten, erblickte ich tatsächlich unweit der Eingangstür unter dem Jasminstrauch den Mann im grauen Anzug. Er saß allein auf einer Bank, hielt einen Schreibblock in der Hand, sah sich verstohlen um und kritzelte etwas aufs Papier.

Die Kostovs waren also die einzigen in Velkovo, mit denen wir regelmäßig Zeit verbrachten. Nachdem ich das erste Mal Vater und Mutter ins Kino begleiten durfte, wollte ich ihnen am nächsten Tag sofort von dem Gesehenen erzählen.

„Oma Slata, ich war gestern Abend im Kino!“

„So? Und was habt ihr geschaut, Inna?“ Oma Slata hob neugierig die Augenbrauen.

„Einen sowjetischen Film über den Zweiten Weltkrieg und die Befreiung von den Faschisten. Ich habe echte Faschisten gesehen, und den Hitler auch, der sah aus wie ein schrecklicher Maulwurf!“, erzählte ich aufgeregt. „Im Film haben sie gezeigt, wie die Nazis schießen und töten und Menschen vergasen. Uns Slawen wollte der Hitler auch ausrotten. Hast du das gewusst, Oma Slata?“

„Ach, weißt du, Inna, das war doch nur ein Film. In den Filmen wird immer übertrieben.“ Ihre großen, wehmütigen blauen Augen ruhten auf mir.

„Lass uns über etwas anderes reden, Slata. Inna, geh nach den Küken schauen“, mischte sich Oma Jana ein, die in ihrem zahnlosen Mund langsam ein Stück Apfel zermalmte.

So eine Bitte richtete sie immer dann an mich, wenn sie nicht wollte, dass ich etwas mitbekam. Ich gehorchte und ging hinaus, versteckte mich aber unter dem halb offenen Fenster und hörte, wie Oma Slata zu Oma Jana sagte: „Ob die Faschisten wirklich so schlimm gewesen sind, wie es in den Filmen dargestellt wird, daran habe ich meine Zweifel. Uns hält man auch für Faschisten, dabei

haben Kosta und ich nie jemandem etwas Böses getan. Faschist, das ist doch ein beliebiges Schimpfwort für jeden, der den Genossen nicht passt. Die Genossen selbst, *die* sind gefährlich. Meine beiden Brüder haben sie getötet. Der eine war Journalist, der andere Offizier der Königlichen Armee. Beide wurden ins Todeslager auf die Donauinsel Belene verschleppt, wo sie qualvoll umgekommen sein müssen. Ein Überlebender hat uns einmal mitgeteilt, man habe ihnen mit einem Spaten die Schädel eingeschlagen und sie halb tot begraben. Dora durfte wegen meiner Brüder nicht studieren und konnte nur Laborantin werden.“

„Ich verstehe nichts davon. Wir haben keinen Fernseher, ich schaue keine Filme, und lesen und schreiben kann ich auch nicht“, antwortete Oma Jana entschlossen. „Aber die Genossen sind Biester, das stimmt. Hast du die Kirschen für das Kompott schon gepflückt?“

Seit ich diese Geschichte von Oma Slata gehört hatte, wuchs in mir eine neue Angst heran, die Angst vor „den Genossen“. Aber wie konnte ich erkennen, welche von ihnen gefährlich waren? *Alle* Erwachsenen sprachen sich doch mit „Genosse“ an?

Ein paar Wochen nach dem Kinobesuch erfuhren wir, dass sich Dora, die Tochter der Kostovs, vermählen würde. Eine große Erleichterung für Oma Slata und ihren schrulligen alten Mann, Opa Kosta, der selten etwas sagte, außer wenn er einen Fluch ausstieß. Opa Kosta begann sogar zu lächeln, als er uns von der bevorstehenden Hochzeit erzählte. Die alten Kostovs waren lange Zeit sehr besorgt gewesen, dass niemand ihre Tochter zur Frau wollte, weil sie aus einer „politisch unzuverlässigen Familie“ stammte. Mit vierzig Jahren heiratete Dora also einen älteren Witwer aus der Hauptstadt.

Es war ein Sommernachmittag, als Dora in seiner Begleitung ihre Eltern besuchte. Oma Jana und ich saßen mit Oma Slata im Garten und halfen, Zwetschgen für Konfitüre zu entkernen. Als ich Doras Mann zu Gesicht bekam, erschrak ich. Er sah genau so aus wie der Hitler in dem sowjetischen Kriegsfilm! Er strahlte Hochmut aus, hatte das gleiche Maulwurfsantlitz und glotzte misstrauisch und

mürrisch unter seinen schwarzen, zusammengezogenen Augenbrauen hervor. Ein gerader, nach links gekämmter Schopf fiel ihm ins Gesicht. Seine Stimme bellte, als er überheblich über Velkovo herzog und von Sofia schwärmte. Einzig der Schnauzbart fehlte ihm. Doras Mann war ein hoher Angestellter beim staatlichen Geheimdienst in Sofia.

Kurz nach der Hochzeit läutete Opa Kosta bei uns an der Haustür. Wir durften unsere Wäsche nicht mehr in ihrem Hof aufhängen und auch nicht mehr zu ihnen nach Hause kommen, sagte er kurz angebunden. Ohne weitere Erklärung und ohne unsere Antwort abzuwarten, drehte er sich um und ging.

Wenige Jahre nach der Heirat starb Dora. Die Todesursache wurde nicht bekannt gegeben. In der Nachbarschaft kursierte das Gerücht, ihr Mann habe sie im Suff erschlagen.

Eines Abends im Frühling, als Mutter, Oma Jana und ich schon zu Bett gegangen waren, lauschte Vater ganz leise einer Radiosendung. Plötzlich sprang er vom Stuhl auf und rannte zu Mutter ins Schlafzimmer.

„Weißt du, was passiert ist, Nadja?“, rief er.

„Was denn – ist etwas mit dem Kind, Trifon?“ Erschrocken sprang sie aus dem Bett und hastete ins Wohnzimmer.

„Ja, aber nicht mit unserem Kind!“ Sein kehliges Lachen drang durch die ganze Wohnung. „Die Tochter des Genossen Stalin hat sich in die USA abgesetzt!“ Er machte eine bedeutungsvolle Pause. „So sind die Genossen. Uns gegenüber beschwören sie den unermüdlichen Kampf gegen den kapitalistischen Feind, und ihre eigenen Kinder fliehen in den Westen. Ich bin gespannt, ob unsere Kommunisten ihre Töchter weiterhin Svetlana nennen werden. Bis jetzt wollte jeder Zweite, dass seine Tochter den Namen von Stalins Tochter trägt.“

„Nicht so laut, Trifon, bitte! Wenn dich die Nachbarn hören, wirst du bereits morgen wegen feindlicher Propaganda zum Verhör vor die Staatssicherheit zitiert!“, raunte meine Mutter mit zittriger Stimme.

„Ich erzähle ja keine Lügen! Radio Freies Europa hat die Nachricht soeben gesendet.“

„Aber du weißt doch, dieser Sender ist verboten. Warum musst du ausgerechnet Radio Freies Europa hören?“

„Ich will wissen, was tatsächlich auf der Welt passiert. Ich lasse mich durch das Schönschwätzen der Genossen in unserem Staatsradio nicht belämmern, ich nicht! Gehör können sie nur bei Leuten wie dir und deinen Verwandten finden. Was wird dein Onkel dazu sagen, sollte er davon erfahren, dass die Genossin Stalin in den Westen getürmt ist? Wird er seine Tochter Svetlana von jetzt an noch bei ihrem Namen nennen können? Von nun an trägt sie den Namen einer elenden Verräterin der kommunistischen Solidarität!“

Oma Jana seufzte und drehte sich neben mir in ihrem Bett um. Ich hatte schreckliche Angst, zog mir die Decke über den Kopf und verstopfte mir die Ohren mit den Kissenzipfeln. Sogleich wurden die elterlichen Stimmen wohltuend leise, und in meinem Kopf begann der Bach von Neblisch zu rauschen.

„Es klappert die Mühle am rauschenden Bach, klippklapp“, sprach ich leise vor mich hin, bis das Licht im Zimmer ausging und meine Eltern in ihrem Schlafzimmer verschwunden waren.

Meine Mutter hatte Angst, Vater könnte eines Tages in einem der kommunistischen Konzentrationslager spurlos verschwinden.

„Du redest auch draußen zu viel und zu gefährlich, Trifon!“

„Was hab ich denn wieder gesagt, Nadja?“

„Heute Morgen beim Kaffee, nach dem Ärztterapport. Musstest du unbedingt in der Runde über einen Artikel aus der Zeitung Neues Deutschland berichten? Warum sollen sie alle erfahren, dass du diese Zeitung sogar abonniert hast?“

„Ach, Neues Deutschland ist doch eine brüderliche ostdeutsche Zeitung! Und ich habe lediglich erzählt, wie die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in der DDR funktionieren, dass sie nun fusionieren, was ein völliger Schwachsinn ist – und dass es auch in Bulgarien ein Fehler war, das Land zu enteignen und zu